

Auf einmal war die Laborthese eine Verschwörungstheorie

Forscher änderten Anfang 2020 ihre Meinung zum Ursprung des Virus. Jetzt wehren sie sich gegen Kritik

MARCEL GYR

Nicht von den Medien sei der Begriff «Verschwörungstheorie» im Zusammenhang mit einem möglichen Laborunfall in Wuhan in die Welt gesetzt worden, sondern von Wissenschaftlern. Diesen Vorwurf erhob vergangene Woche der Hamburger Nanowissenschaftler Roland Wiesendanger in einem Interview mit der NZZ. In einem vielbeachteten Beitrag, der Mitte Februar 2020 in der Fachzeitschrift «Lancet» erschien, hätten die Wissenschaftler «die ganze Welt in die Irre geführt», so Wiesendanger. In jenem Beitrag – genau genommen handelt es sich um einen «letter to the editor», also einen Leserbrief – war die Laborthese einer Verschwörungstheorie gleichgesetzt worden. Das schüre einzig Angst, Gerüchte und Vorurteile, meinten die Wissenschaftler warnend. Zu den Mitunterzeichnern gehörte damals auch Christian Drosten.

In einem Interview mit der «Süddeutschen Zeitung» sagt Drosten nun, wie andere Wissenschaftler habe auch er damals die Hand ins Feuer gelegt für seine Kollegen in Wuhan. Er und die Mitunterzeichner seien aber über bestimmte Projekte nicht informiert worden. «Hätte ich davon gewusst, hätte ich zumindest Rückfragen gehabt, bevor ich meine Unterschrift leistete.» An der Berliner Charité leitet Drosten das Institut für Virologie. Während der Corona-Pandemie hat er sich in Deutschland als Stimme der Wissenschaft profiliert.

«Gefährliche Sachen»

Im Interview sagt er, auch er sei überrascht worden von späteren Berichten, wonach das Institut für Virologie in Wuhan sogenannte Gain-of-Function-Experimente durchgeführt habe – also Experimente, bei denen Viren im Labor manipuliert werden, um für Menschen ansteckender zu sein. Dabei sind laut Drosten durchaus Sachen gemacht worden, die man als gefährlich bezeichnen könne. Aber es habe nicht das Sars-CoV-2-Virus herauskommen können. «Die haben zwar Fledermausviren neue Eigenschaften eingebaut, aber nicht solchen, die als Vorgänger von Sars-CoV-2 infrage kommen.» Aber solche Experimente hätten «echt nicht sein müssen», sagt Drosten im Interview.

Drosten gehörte am 1. Februar 2020 zu einer Expertenrunde, die sich in einer rund einstündigen Telefonkonferenz über den Ursprung der Pandemie austauschte. Teilnehmer dieser Video-



Christian Drosten
Deutscher Virologe

schaltung waren auch Anthony Fauci und Francis Collins von der amerikanischen Gesundheitsbehörde. In den Jahren zuvor hatten Fauci und Collins Forschungsgelder für die von Drosten angesprochene Gain-of-Function-Forschung in Wuhan bewilligt. Häufig flossen diese Gelder über die Nonprofitorganisation Eco Health Alliance. Deren Direktor Peter Daszak wiederum war verantwortlich für den Beitrag in «Lancet».

Aus dem teilweise öffentlich gewordenen E-Mail-Verkehr rund um die Telefonkonferenz geht hervor, dass zunächst mehrere Virologen einen Laborunfall für plausibel hielten. In späteren Beiträgen – neben «Lancet» auch in «Nature Medicine» – kamen dieselben Virologen aber zum gegenteiligen Schluss. Im Interview mit der NZZ mutmasste Wiesendanger, führende Virologen seien massiv beeinflusst worden beziehungsweise hätten sich beeinflussen lassen – von Anthony Fauci, Francis Collins und anderen Inter-



Halloween in Wuhan 2020. Ist das Coronavirus ursprünglich bei einem Laborunfall in der chinesischen Stadt entwichen?

GETTY

essenvertretern. Das sei eine Irreführung der Öffentlichkeit, wirft Wiesendanger den Wissenschaftlern vor.

Gegen diesen Vorwurf wehrt sich Drosten im Interview mit der «Süddeutschen Zeitung» vehement. Das Gespräch vom 1. Februar 2020 sei ein völlig normaler Austausch unter Wissenschaftlern gewesen. Es sei über verschiedene Auffälligkeiten des Virus gesprochen worden, etwa die Furin-Spaltstelle. Sie hätten aber keine Hinweise sehen können, die eindeutig auf eine Manipulation hinweisen würden. «Am Ende stand dann unser gemeinsames Fazit: Man könne weder «Ja» noch «Nein» sagen zur Labor-Hypothese.» Er persönlich «bevorzuge die Hypothese», dass es ein natürliches Phänomen war und dass man die Spuren davon noch irgendwo finden kann. Damit ist Drosten im Konsens mit der grossen Mehrheit der Fachleute. Als mögliche Zwischenwirte vermutet er Marderhunde oder Schleichkatzen, die in China für die Pelzindustrie gezüchtet werden. Die Labor-Hypothese wolle er nicht ausschliessen, aber sie sei derzeit nur eine Möglichkeit.

Erstaunt über China

Auf die Frage, ob wir jemals wissen werden, woher das Virus stammt, gibt sich Drosten im Interview vorsichtig zuversichtlich. Dazu brauche es allerdings den Willen Chinas. Eigentlich sei die Erforschung von Virusdiversität eine ganz grosse Stärke der chinesischen Wissenschaft. Jetzt fehlten aber diesbezüglich alle Informationen. Seit Sars-CoV-2 «komme plötzlich nichts mehr dazu», sagt Drosten im Gespräch mit der «Süddeutschen Zeitung» und zeigt sich erstaunt. Tatsächlich liegen nur wenige Informationen vor, wie die chinesischen Gesundheitsbehörden in den vergangenen zwei Jahren bei der Suche nach einem möglichen Zwischenwirt vorgegangen sind.

Zur Telefonkonferenz eingeladen worden war Drosten von Jeremy Farrar.

Wie dramatisch die Umstände rund um diese Expertenrunde waren, schildert der Engländer Farrar im Buch «Spike», das im vergangenen Sommer erschienen ist. Der frühere Oxford-Gelahrte war zuletzt Direktor des Wellcome Trust, der Gelder für medizinische Forschung spricht.

In den Tagen und Wochen nach dem Ausbruch von Sars-CoV-2, im Januar 2020, sei er in grosser Sorge gewesen, schreibt Farrar in seinem Buch. Er habe Dinge getan, die er sonst nie getan habe:



Jeremy Farrar
Britischer Infektiologe
und Sachbuchautor

Er habe sich ein Wegwerf-Handy angeschafft, habe an klandestinen Treffen teilgenommen und schwierige – nicht näher bezeichnete – Geheimnisse für sich behalten. Er habe sich eine verheerende Gesundheitskatastrophe ausgemalt, die Bio-Terrorismus gleichkomme. Er erinnere sich, wie er eines Tages mit seiner Frau in der Küche gesessen und zu ihr gesagt habe: «Es könnte ein künstlich hergestelltes Virus sein, oder es könnte ein Laborunfall gewesen sein.» Als er das laut ausgesprochen habe, habe sich das angehört wie der Einschlag einer Bombe.

Ende Januar 2020 seien aus den USA erste Meldungen gekommen, dass neue Viren könnte allenfalls aus einem Labor in Wuhan entwichen oder freigesetzt worden sein. Damit sei die Krise in den Bereich der Sicherheits- und Geheimdienste vorgedrungen, schreibt Farrar. Er habe beschlossen, nicht mehr über E-Mail zu kommunizieren und seine Kontaktdaten zu löschen.

Er sei dann mit Anthony Fauci in Kontakt getreten, den Berater für Infektionskrankheiten der amerikanischen Regierung. Dieser habe als Erstes geraten, das FBI und den MI 5 einzuschalten. Später sei auch der australische Geheimdienst informiert worden. Währenddessen tauschte sich Farrar fast Tag und Nacht mit zwei führenden Virologen aus – der eine in Australien, der andere in den USA. Es habe sich angefühlt, als braue sich ein unkontrollierbarer Sturm zusammen in einer nie gesehenen Stärke, heisst es im vergriffenen Buch.

Was steht in den E-Mails?

In dieser von Panik erfüllten Stimmung berief Farrar für Samstagabend, 1. Februar 2020, 19 Uhr (GMT), die inzwischen bekannte Telefonkonferenz ein. Im Vorfeld hatten die Virologen ihm gegenüber die Möglichkeit eines Laborunfalls mit bis zu 80 Prozent beziffert. Farrar selber ging laut eigenen Angaben von einer Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent aus. Etwas mehr als zwei Wochen nach der Videoschaltung, am 17. Februar 2020, wurde in «Lancet» der Beitrag veröffentlicht, in dem ein möglicher Laborunfall als Verschwörungstheorie bezeichnet wurde. Zu den Mitunterzeichnern gehörte Jeremy Farrar.

Wie es zu dieser Kehrtwende gekommen ist, soll die Auswertung des E-Mail-Verkehrs zeigen, den die Teilnehmer an den Tagen vor und nach der Telefonkonferenz gepflegt haben. Ein Teil der Kommunikation ist inzwischen publik geworden. Einzelne Kongressmitglieder in den USA fordern jetzt die Offenlegung sämtlicher E-Mails. In öffentlichen Stellungnahmen haben einige Teilnehmer schon im vergangenen Sommer ihren Meinungsumschwung als normalen wissenschaftlichen Prozess bezeichnet. Der Weg dahin würde trotzdem interessieren.

Der Zeit voraus

Die Funk-Sängerin Betty Davis ist im Alter von 77 Jahren gestorben

UELI BERNAYS

Zu den Rätseln der Pop-Geschichte zählt das Schicksal von Betty Davis und die Frage, weshalb die Sängerin nicht zum Superstar avancierte. Um es vorwegzunehmen: Was die Musikalität betrifft, konnte sie mit allen Talenten ihrer Generation mithalten. In Sachen Coolness aber liess sie die meisten hinter sich zurück.

Sie hätte die Charts stürmen sollen wie später Madonna oder Prince, schrieb Miles Davis in seiner Biografie; aber sie sei der Zeit wohl voraus gewesen. Betty Davis, die 1944 als Betty O. Mabry in Durham, North Carolina, zur Welt gekommen war, verdankte dem Jazztrompeter ihren Namen: Sie hatte ihn 1968 geheiratet; ein Jahr später folgte allerdings bereits die Scheidung. Die junge Künstlerin war für den etablierten Musiker offenbar zu wild, zu exaltiert.

Gespür für neue Trends

Aber Miles Davis hatte von ihrem musikalischen Spürsinn entscheidend profitiert. Die junge Partnerin, der er das Stück «Mademoiselle Mabry» widmete und die er auf dem Albumcover von «Filles de Kilimanjaro» (1969) zeigte, brachte ihn mit Jimi Hendrix und Sly Stone zusammen. Diese Begegnungen inspirierten den grossen Trompeter zu stilbildenden Jazzrock-Alben wie «Bitches Brew» (1970).

Betty Davis' grosse Zeit kam etwas später. Als sie 1960 nach New York umgezogen war, besuchte sie einschlägige Musikclubs. Gelegentlich arbeitete sie hier im Service, bevor sie sich dann selbst auf die Bühne wagte. Richtig Fahrt bekam ihre Solokarriere in den 1970er Jahren im Zeichen von Funk.

Für das Debütalbum «Betty Davis» (1973), das sie selbst produzierte, nahm sie Mitglieder der Pointer Sisters sowie die besten Instrumentalisten von Sly Stone und Santana unter ihre Fittiche, um ein lodernes Feuer zu zünden. Die rockige, knackige, peitschende Begleitung durchbrach die geregelte Ordnung eines Songs. Und die Sängerin genoss die Freiheit, ihrem jugendlichen Furor, ihrer hitzigen Sexualität in offenen Strophen Ausdruck zu verleihen, in denen sie kein Blatt vor den Mund nahm.

Betty Davis unterwarf sich nicht der fiebrigen Wucht einer «Sex Machine». Ihre von Fauchen, Schnurren und Kreischen durchwirkten Gesänge und Sprechgesänge liessen eher an eine reizbare Raubkatze denken. Und doch hielt sich die Sängerin, deren buschiger Afro sich wie eine Rauchwolke über ihrer feurigen Gestalt erhob, mit Verve und expressiver Souveränität über den Grooves.

Der Titel des zweiten Albums, «They Say I'm Different» (1974), ist einerseits programmatisch für den Stolz der Sängerin, die sich auf Covers mal als ägyptische Königin, mal als verruchte Bikerin inszenierte. Er macht andererseits aber auch ihr Problem deutlich: Von Musikern zwar verehrt, liess ihr Charisma das Publikum kalt. Die Künstlerin hatte sich so sehr in die musikalischen und emanzipatorischen Strömungen gelehnt – von der Bürgerrechtsbewegung über den Feminismus bis zur sexuellen Befreiung –, dass sie von der beschleunigten Geschichte aus der Gegenwart weggetragen wurde.

Rückzug aus der Musik

Für ihr drittes Album, «Nasty Gal» (1975), konnte sie nicht nur auf die Unterstützung von Miles Davis zählen – mit ihm schrieb sie die Ballade «You And I». Unter der Ägide des prominenten Produzenten Chris Blackwell wurden auch die Werbetrommeln gerührt. Umsonst, das Album floppte. Betty Davis zog sich aus der Musikszene zurück.

Am 9. Februar ist die Sängerin 77-jährig gestorben. Dass ihre Musik nie ganz vergessenging, beweisen nun die Trauerbekundungen von Musikern und vor allem Musikerinnen wie etwa Janelle Monae oder Erykah Badu, die sich von Betty Davis' Genie heute offenbar mehr denn je inspirieren lassen.